Will Thompson

Blutiges Silber

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Logo: Mario Heyer
Satz: Gerold Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-69440-160-5

Die Sonne stand bereits tief im Westen, als die vier Reiter scheinbar wie aus dem Nichts heraus oberhalb des White River auftauchten. In raschem Galopp folgten sie dem Verlauf des Flusses, bis der vorderste von ihnen, ein hochgewachsener, hagerer Mann, auf ein kleines Kiefernwäldchen zusteuerte, das etwas mehr als einen Steinwurf weit von ihnen entfernt die Uferböschung säumte.

Seine drei Begleiter folgten ihm, wenn auch mit fragenden Blicken. Sie hatten ihre Pferde kaum im Schatten der Nadelbäume gezügelt, als er sich auch schon im Sattel vorbeugte und voller Unruhe immer wieder nach allen Seiten blickte.

„Okay, scheint alles ruhig zu sein“, sagte er nach einer Weile, in der sich seine Ruhelosigkeit merklich gelegt hatte, und deutete dann mit zufriedener Miene nach unten.

„Also los, Männer! Vorwärts, ihr wisst, warum wir hier sind.“

Es schien offensichtlich, dass der Mann mit dem sorgfältig gestutzten Schnurrbart der Anführer des Quartetts war. Auf den ersten Blick wirkte er mit seinem dunklen Derby-Hut und dem perfekt sitzenden Cordanzug wie ein seriöser Geschäftsmann, in Wirklichkeit jedoch war Frank Sanford ein harter, rücksichtsloser Mann mit dunklen, voll bösartiger Intelligenz funkelnden Augen und einer herrischen Stimme, die keinerlei Widerspruch duldete.

Jeder wusste, jedenfalls jeder, der ihn kannte, dass er einen Befehl nie zweimal gab. Seine Begleiter antworteten deshalb mit zustimmenden Kopfbewegungen und folgten ihm wortlos zum White River hinunter.

Sanford hatte es offenbar eilig, denn er drängte sie beinahe ungestüm in den Fluss, obwohl die Strömung an dieser Stelle außerordentlich kräftig war und das Wasser den Vierbeinern bis hoch an die Flanken reichte. Die Tiere hatten Mühe, ihre Reiter durch den Fluss zu bringen, und verhielten sich dementsprechend nervös. Am anderen Ufer angekommen, waren die Hosen der Männer bis zu den Oberschenkeln hinauf vom Flusswasser durchtränkt. Sanford gönnte ihnen trotzdem keine Pause, sondern trieb sie weiterhin mit hektischen Handbewegungen an.

„Auf geht's, ausruhen könnt ihr euch später. Macht euch an die Arbeit, solange es noch hell ist. Steve, du gehst nach Süden, Slim nach Norden und du, Jimmy, nach Osten. Ich suche hier den Boden ab."

„Muss das unbedingt jetzt sein", murrte Jimmy Ralston. „Wir sind nass bis auf die Knochen. Um diese Jahreszeit wird es hier draußen nachts so kalt, dass wir uns alle den Tod holen können, wenn wir nicht schleunigst trockene Sachen anziehen."

Ralston hatte kaum ausgesprochen, als sich Frank Sanford auch schon im Sattel umdrehte und ihn mit schmalen Augen musterte. Steve Baylor, der Älteste des Trios, zog unvermittelt den Kopf ein und Slim Tucker verschluckte sich fast an seinem Kautabakpriem. Die beiden kannten diesen Blick zur Genüge, um zu wissen, dass Ärger in der Luft lag.

„Was soll das jetzt?", zischte Sanford scharf. „Du hast doch genau gewusst, warum wir hierher geritten sind. Aber bitteschön, wenn du einen Job, der jedem von uns

tausende von Dollars einbringt, wegen einer nassen Hose wegwerfen willst, nur zu. Die anderen Jungs werden sich bestimmt freuen, wenn ihr Anteil plötzlich um ein paar hundert Bucks größer wird."

Ralston atmete schwer.

„So war das doch nicht gemeint, ich wollte doch nur …"

„Du hast hier gar nichts zu wollen, Jimmy Boy", unterbrach ihn Sanford scharf. „Jedenfalls nicht, solange ich hier das Sagen habe. Also, was ist jetzt, bist du noch dabei, oder musst du erst nach Hause reiten, damit dir deine Mommy das nasse Höschen wechselt?"

Ralston wurde feuerrot im Gesicht und senkte verneinend den Kopf.

„Gut", sagte Sanford freudlos. „Dann holt jetzt die Feldspaten aus eurem Sattelgepäck und geht ungefähr fünfzig Schritte weit in die Richtung, die ich euch zugewiesen habe. Dort beginnt ihr dann zu graben, sagen wir im Abstand von drei oder vier Fuß. Da aus dieser Gegend das Silber stammt, das die Wilden anscheinend im Überfluss besitzen, müssten hier also irgendwo Nuggets oder, wenn nicht, dann wenigstens Silberkörner in der Erde stecken."

„Woher willst du wissen, dass es ausgerechnet hier Silber gibt?", wollte Baylor wissen.

„Ich weiß es eben", antwortete Sanford ausweichend.

Er hatte weder vor, sein Wissen zu teilen, noch das Silber, das er zu finden hoffte. Baylor und auch die anderen Männer waren für ihn lediglich Mittel zum Zweck. Ein Lächeln umspielte seinen schmallippigen Mund, während

er sich in Gedanken bereits irgendwo im Süden sah, ohne seine Leute, aber dafür mit dem ganzen Silber, das sie bis dahin erbeuten konnten.

„Okay, und was machen wir, wenn wir tatsächlich etwas finden sollten?“

Sanford zuckte zusammen, als ihn Baylors Frage jäh aus seinen Gedanken riss. Aber nur kurz, dann hatte er sich auch schon wieder in der Gewalt.

„Dann her zu mir, ich lass es dann gleich morgen früh in der Stadt untersuchen, ob es auch tatsächlich Silber ist, oder nur irgendwelches wertloses Erz. Habt ihr das so weit verstanden?“

Als die Männer nickten, machte Sanford eine auffordernde Handbewegung.

„Gut, dann ist ja so weit alles klar. Also beeilt euch, es wird bald dunkel.“

Die Männer machten sich sogleich auf den Weg. Er blickte ihnen noch so lange nach, bis sie seinen Blicken entschwunden waren, und begann dann ebenfalls zu graben. Die lehmige Erde war durch die Nähe zum Fluss feucht und schwer und durch die für ihn ungewohnt harte, körperliche Arbeit überzog sich sein Gesicht schon bald mit einem dichten Netz aus glitzernden Schweißperlen.

Trotz allem blieb seine Suche erfolglos, dafür kündigte die Dämmerung langsam immer deutlicher ihr Kommen an. Der Abendwind, der von den Bergen kam, wurde stetig kühler und die Schatten über dem Land nach und nach länger. Obwohl Sanford genau wusste, dass es keinen Sinn machte, nach dem Silber zu suchen, sobald die Dun-

kelheit hereingebrochen war, gab er die Hoffnung nicht auf. Angetrieben von seiner unseligen Gier nach dem weißlich glänzenden Erz rammte er den Spaten immer hektischer in den Boden und wälzte die schwere Erde um, bis er schließlich nach Atem ringend innehalten musste.

Je länger er dabei seine Blicke über den lehmigen Boden schweifen ließ, umso deutlicher wurde ihm bewusst, dass seine ganzen Anstrengungen umsonst gewesen waren. Nirgendwo war auch nur das geringste Anzeichen von Silber zu sehen. Enttäuschung machte sich in ihm breit, der schon bald heiße Wut folgte, die ihn schließlich die Beherrschung verlieren ließ. Mit einem wilden Fluch auf den Lippen rammte Sanford den Spaten in das Erdloch, das er gerade ausgehoben hatte.

Zu seiner Verwunderung ertönte ein helles Klirren. Dem Klang nach war er wohl auf einen Stein gestoßen und hatte dabei womöglich das Spatenblatt ruiniert. Sanford fluchte erneut. Seit man in diesem Teil von Colorado Silber gefunden hatte, waren anständige Werkzeuge kaum noch zu bekommen, und wenn, dann höchstens zu horrenden Preisen.

Missmutig beugte er sich vor, um den Spaten aufzunehmen, damit er sich den Schaden ansehen konnte. Aber es blieb bei dem Versuch, denn anstatt sich ihn genauer zu betrachten, ließ er ihn abrupt zu Boden fallen und begann nach Luft zu schnappen wie ein Fisch auf dem Trockenen. Sein Puls fing an zu rasen und das Blut hämmerte in den Schläfen, indessen sich seine Blicke regelrecht in dem Erdloch festsaugten.

Einen Moment lang starrte Sanford geradezu ungläubig auf das Glitzern und Funkeln, das sich seinen Augen darbot, dann fiel er ansatzlos auf die Knie und begann, wie von Sinnen mit bloßen Händen in der feuchten Erde zu wühlen. Er zitterte vor Aufregung am ganzen Leib, als er binnen kürzester Zeit mehr als ein Dutzend daumengroße Nuggets und unzählige Silberkörner aus den Lehmkrumen herauspulte. Dabei war er so in sein Tun vertieft, dass er gar nicht bemerkte, dass sich ihm von hinten ein Reiter näherte, bis ihn eine gutturale Stimme jäh aus allen Träumen riss.

„Hoka, Weißauge, was du machen hier?“

Sanford zuckte unwillkürlich zusammen.

„Was zum Teufel …“, platzte es aus ihm heraus, doch weiter kam er nicht, stattdessen stieg unvermittelt eine dunkle Ahnung in ihm auf.

Seine Haltung versteifte sich jäh und in seinem Kopf wirbelten ob der kehligen Stimme plötzlich tausend Gedanken durcheinander. Langsam, jede hastige Bewegung vermeidend, richtete er sich auf und drehte sich um. Entsetzen packte ihn, als er sah, dass ihn seine Ahnung nicht getrogen hatte. Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen, während er den jungen Yamparka-Ute musterte, der keine zehn Schritte von ihm entfernt auf einem struppigen Pony saß und ihn feindselig anstarrte.

Obwohl es in diesem Teil von Colorado mit Einbruch der Dämmerung selbst im Sommer ziemlich kühl wurde, war er nur mit einer Hose aus gegerbtem Wildleder und hochschäftigen Mokassins bekleidet. Wie Sanford bemerkte, schien der Ute hier am Fluss anscheinend auf

der Pirsch gewesen zu sein, denn außer einem Jagdbogen und einem Pfeilköcher hingen noch zwei tote Büffelkopfenten an seinem Fellsattel.

Mit unbewegtem Gesicht glitt der junge Krieger vom Pferd und deutete fast anklagend auf Sanford und die Erde, die er mit seinem Spaten aufgewühlt hatte.

„Du gehen, sofort! Das Land von Yamparkas“, radebrechte er in gebrochenem Englisch.

Frank Sanford fühlte, wie sich die Haare in seinem Nacken aufrichteten.

Fieberhaft zermarterte er sich den Kopf, wie er den Indianer besänftigen konnte, trotzdem fiel ihm keine vernünftig klingende Ausrede ein. Dafür kam der Ute immer näher. Das Misstrauen in den Augen des jungen Kriegers wurde mit jedem Schritt größer, und als Frank in seinem Gesicht auch noch ablesen konnte, dass er das Silber in der Erdspalte entdeckt hatte, wusste er, dass er sich jede weitere Erklärung sparen konnte.

Er reagierte augenblicklich.

Seine Rechte zuckte zum Boden und im gleichen Moment, als der Indianer sein Jagdmesser aus dem Gürtel zog und auf ihn zuspringen wollte, griff er nach dem Spaten und drosch ihm das eiserne Blatt mit aller Kraft mitten ins Gesicht. Der Ute kippte durch die Wucht des Hiebes mit aufgerissenem Mund nach hinten. Blut spritzte dabei wie roter Regen durch die Luft. Sanford setzte sofort nach.

„Das Silber gehört mir!“, brüllte er und holte erneut mit dem Spaten aus.

„Hast du verstanden! Mir, nur mir, und das lasse ich mir nicht wegnehmen. Von niemandem und schon gar nicht von einer dreckigen Rothaut wie dir."

Seine Stimme klang hart und metallisch. In seinen Augen lag ein fanatisches Funkeln, während er mit einer Verbissenheit, als hinge sein Leben einzig und allein vom Besitz des Silbers ab, bei jedem Wort mit dem Spaten zuschlug. Er ließ von dem Ute erst wieder ab, als dessen Kopf einer formlosen roten Masse glich.

Es dauerte dennoch geraume Zeit, bis sich sein Atem wieder beruhigt hatte und sein Jähzorn und die unbändige Wut auf den Indianer verflogen waren. Dann ließ er den Spaten fallen und starrte an sich herunter. Als er die vielen Blutspritzer auf seiner Kleidung bemerkte, drehte er sich um und torkelte wie in Trance auf den Fluss zu, um sich zu waschen. Als er wiederkam, standen seine Männer bereits neben dem Toten.

„Verdammt", fluchte Steve Baylor. „Wir müssen sofort von hier verschwinden."

„Das weiß ich selber", blaffte Sanford, während er zielgerichtet auf das Silber zuging, das er ausgegraben hatte, bevor er dem jungen Krieger mit dem Spaten den Schädel zertrümmerte. „Aber was hätte ich denn tun sollen? Der Kerl stand plötzlich hinter mir und hat gesehen, dass ich Silber gefunden habe."

Er verstummte für einen Moment, ging in die Hocke und sammelte die Silberstücke ein, die er entdeckt hatte. Er schien die eigentümlichen Blicke der anderen nicht zu bemerken, als er sich die glitzernden Erzbro-

cken in die Jackentasche steckte, sondern redete einfach weiter.

„Wenn er mir entkommen wäre, hätte uns spätestens bei Sonnenaufgang der ganze Stamm im Nacken gesessen, und dann?“

„Wir müssen ihn verschwinden lassen, auch sein Pferd“, erwiderte Baylor, ohne auf die Frage von Sanford einzugehen. „Sonst wimmelt es hier bald von Indianern und wenn wir Pech haben auch von Soldaten, da wir uns unerlaubt auf dem Land der Ute befinden.“

Dann nahm er seinen Spaten in beide Hände und nickte den anderen zu.

„Was hast du vor?“, wollte Sanford wissen, obwohl Baylors Tun für jeden ersichtlich war.

„Na was wohl? Ein Loch graben natürlich, und zwar eines, das groß genug ist, um die Rothaut mitsamt seines Pferdes darin verschwinden zu lassen. Wenn uns die Indianer mit dem Toten erwischen, kostet es uns den Skalp, und wenn wir den Soldaten in die Hände fallen, landen wir im Gefängnis, und auf beides habe ich keine Lust.“

„Vergiss es“, sagte Sanford. „Bis wir ein Loch gegraben haben, das groß genug ist, um beide darin verschwinden zu lassen, und es dann wieder zuschütten und die Spuren verwischen, ist es längst hell und damit die Gefahr, entdeckt zu werden, zu groß.“

„Möglich, aber hast du eine bessere Idee?“

„Oh ja, die habe ich.“

„Und die wäre?“, fragte Baylor skeptisch, nachdem er seinen Spaten beiseitegelegt hatte.

„Wir nehmen sie beide mit, den Indianer und das Pferd. Dann verwischen wir unsere Spuren, überqueren den Fluss und reiten zu Coopers Laden."

„Was willst du denn mit dem Toten ausgerechnet bei Cooper?", fragte Baylor verwundert. „Weißt du denn nicht, dass der Alte auch mit den Indianern Geschäfte macht?"

„Genau darum, aber jetzt genug mit dem Gequatsche, packt zusammen und dann nichts wie weg von hier. Wir müssen spätestens bis Sonnenaufgang bei Cooper sein, sonst funktioniert mein Plan nicht."

„Plan, was für ein Plan?"

„Das erzähle ich euch nachher, wenn wir unterwegs sind."

*

Das Pferd wieherte laut und schrill.

„Seid ihr verrückt geworden?", zischte Sanford wütend und wirbelte herum.

Er war gerade dabei, ihre Spuren im Dämmerlicht des schwindenden Tages so gut es ihm möglich war zu verwischen, als ihn das Wiehern des Pferdes aufschreckte.

„Mit dem Krach, den ihr da veranstaltet, hetzt ihr uns halb Colorado auf den Hals."

„Was sollen wir denn machen?", fragte Baylor und zeigte ratlos auf das Pferd des Indianers.

„Jetzt erzählt mir bloß nicht, dass ihr mit dem Gaul nicht zurechtkommt. Drei erwachsene Männer gegen ein kleines Indianerpony, ich lach mich gleich tot."

„Steve hat recht“, fauchte Ralston wütend, nachdem inzwischen auch ihr dritter Versuch fehlgeschlagen war, den toten Krieger auf sein Pferd zu legen.

Der Blutgeruch und ihre Ausdünstungen, die fremd für das Tier waren, machten es so nervös, dass es immer wieder zur Seite tänzelte und dabei den Kopf schnaubend hin und her warf, sobald sich ihm einer der Männer näherte.

„Das Vieh hat den Teufel im Leib, ständig bockt es und keilt aus.“

„Dann macht ihr irgendetwas falsch, dabei ist es doch so einfach, ein Pferd ruhig zu stellen.“

„Ach ja, na dann zeig es uns doch mal, anstatt hier ständig große Reden zu schwingen.“

Sanford zuckte zusammen. Für einen Moment war er drauf und dran, nach seinem Colt zu greifen, langsam hatte er genug von Ralstons Aufmüpfigkeit. Aber er sagte nichts, da er genau wusste, dass er im Indianerland auf jede Waffe angewiesen war.

Stattdessen richtete er sich auf, legte den Strauch, mit dem er bis jetzt ihre Spuren verwischt hatte, auf den Boden und klopfte sich den Dreck von den Hosenbeinen. Sein Gesicht war so kalt und emotionslos wie ein Kieselstein auf dem Grund des White River, als er auf das Pferd zuging, es kurz ansah und ihm dann, kaum dass es Anstalten machte, wieder zu bocken, die geballte Faust zwischen die Ohren schlug.

Das Tier wieherte schrill, legte die Ohren an und taumelte wie benommen zur Seite.

Sanford packte den Toten und schmiss ihn bäuchlings über den Rücken des Ponys.

„Ich hatte doch gesagt, dass es einfach ist“, erklärte er, während er die Arme und Beine des Ute-Kriegers unter dem Bauch des Pferdes zusammenband.

Für einen Moment verzog sich sein Mund zu einem abfälligen Grinsen, als er die verblüfften Gesichter seiner Begleiter sah, doch dann wurde er sofort wieder ernst.

„Was steht ihr da noch herum und glotzt? Helft mir lieber, unsere Spuren zu verwischen, damit wir endlich von hier wegkommen.“

Die drei zuckten zusammen und beeilten sich, seinem Befehl nachzukommen.

Kurz darauf schwangen sich die Männer in den Sattel und machten sich daran, den Fluss wieder zu überqueren. Am anderen Ufer angelangt, hämmerten sie ihren Pferden die Stiefelabsätze in die Weichen und galoppierten schweigend durch die Dunkelheit, die sich inzwischen wie ein schwarzes Tuch über das Land gelegt hatte. Stunde um Stunde, nur ab und an von einer kurzen Rast unterbrochen, ritten sie unentwegt am Ufer des White River entlang, bis Sanford seine Begleiter irgendwann zum Halten brachte.

Einen Augenblick lang huschten seine Augen nach allen Seiten, doch im fahlen Licht des Mondes war, soweit er es erkennen konnte, nirgendwo ein Anzeichen von Leben zu sehen. Außer ihnen hielt sich um diese Zeit offensichtlich niemand am Südufer des Flusses auf. Das Schnauben ihrer Pferde und das Rauschen des Wassers waren die einzigen Geräusche, die in der Nacht zu hören waren.

Sanford nickte zufrieden, als er sich Baylor zuwandte.

„Ich denke, hier passt es, so wie sich das anhört, ist die Strömung an dieser Stelle besonders stark. Also los, schmeißt die Rothaut ins Wasser, aber zieht ihm vorher noch die Mokassins aus. Die Strömung wird ihn bestimmt noch zwei, drei Meilen mitnehmen, bevor der Fluss wieder ruhiger wird und ihn dann irgendwo an einer seichten Stelle ans Ufer spült."

„Was willst du denn mit den Mokassins?"

„Schon was", erwiderte Sanford knapp. „Jetzt beeilt euch gefälligst."

Baylor nickte und forderte Ralston mit einer knappen Handbewegung auf, ihm zu helfen, was der junge Sattelgefährte mit einem mürrischen Brummen quittierte, das Sanford erneut das Gesicht verziehen ließ. Gemeinsam hoben sie den Toten vom Pferd, schleiften ihn die Uferböschung hinunter und warfen ihn schließlich, nachdem sie ihm die Schuhe ausgezogen hatten, in den Fluss. Klatschend versank der Körper des Indianers im White River, tauchte kurz darauf ein Stück weiter flussabwärts wieder auf und wurde dann, so wie es Sanford vorhergesagt hatte, von der Strömung abgetrieben.

Zufrieden blickte ihm Sanford noch eine Weile hinterher, dann wandte er sich wieder seinen Begleitern zu und forderte sie auf, weiterzureiten.

„Auf, Männer, die Nacht ist bald zu Ende und der Weg zu Cooper noch weit."

Er sollte recht behalten. Obwohl sie ihre Pferde immer wieder scharf antrieben, hatten sie ihr Ziel auch dann

noch nicht erreicht, als hinter ihnen im Osten bereits die Sonne aufging. Es dauerte noch fast eine Stunde, bis Frank Sanford seinen Braunen in Richtung einer nahgelegenen Felsengruppe lenkte und seine Begleiter aufforderte, ihre Pferde noch einmal anzutreiben.

Kaum angekommen, begann Sanford augenblicklich, den kleinen Handelsposten, der sich hinter den Felsen an die Uferböschung des Flusses duckte, eingehend zu mustern. Sekundenlang herrschte gespanntes Schweigen, bis sich Ralston, der Jüngste des Trios, erneut als Erster zu Wort meldete.

„Warum muss es eigentlich unbedingt Cooper sein? Der Kerl ist doch nur ein einfacher Trader. Es gibt doch am White River entlang genug Schollenbrecher oder Digger, die alleine auf ihren Claims leben. Einen von denen hätten wir doch erledigen können, anstatt uns die ganze Nacht um die Ohren zu schlagen. Bis zum alten Shelby beispielsweise wären es gestern Abend keine zwei Stunden gewesen, bis zur Farm der Ballards höchstens vier."

„Mag ja sein, dass Cooper nur ein Trader ist", erwiderte Sanford mit einem wissenden Lächeln. „Aber er macht eben nicht nur mit uns Weißen Geschäfte, sondern auch mit den Roten. Sein Tod wird bedeutend mehr Staub aufwirbeln als der des alten Shelby."

„Jetzt mal ehrlich", fügte er hinzu, als er die skeptischen Blicke seiner Männer bemerkte. „Wer trauert schon einem alten Glatzkopf hinterher, der seit dem Tod seiner Frau nicht mehr ganz richtig im Kopf ist? Bei Cooper ist das anders, denn außer den Weißen werden auch die Indi-

aner ziemlich aufgebracht sein, wenn sie mit ihm plötzlich keinen Handel mehr treiben können. Deshalb wollte ich auch, dass ihr den toten Ute in den Fluss schmeißt. Die Strömung wird ihn irgendwo hier in der Nähe ans Ufer spülen, wo man ihn mit Sicherheit bald entdeckt. Das wird für ziemliche Aufregung sorgen und das wiederum ist gut für uns. Je mehr Ärger es an der Indianergrenze gibt, umso schneller schaltet sich die Armee ein und umso schneller ist auch das Problem mit den Ute gelöst und wir kommen endlich an ihr Silber."

„Okay, aber warum reiten wir dann jetzt nicht los und bringen die Sache hinter uns, damit wir uns endlich wieder aufs Ohr legen können? Ich bin seit gestern Nachmittag nicht mehr zum Schlafen gekommen. Verdammt, Frank, ich bin müde, meine Kleider sind immer noch nass und mir ist kalt!"

Frank Sanford drehte sich abrupt im Sattel um.

Irgendwann mach ich ihn kalt, durchzuckte es ihn, aber er schwieg, lediglich sein Gesicht verhärtete sich zusehends, je länger er Ralston musterte.

„Weil ich erst sicher sein will, dass Cooper tatsächlich alleine ist", stieß er schließlich hervor. „Ich habe nämlich keine Lust, einfach hinüberzureiten, um dann auf ein Dutzend Yamparkas zu treffen, die mit ihm gerade Geschäfte machen. Deshalb warten wir erst einmal ab und beobachten ihn, denn im Gegensatz zu dir hänge ich an meinem Skalp."

„Sorry", erwiderte der Junge darauf einsichtig. „An so was habe ich nicht gedacht."

„Siehst du“, meldete sich Steve Baylor zu Wort. „Genau aus diesem Grund ist Frank auch der Boss. Tja, Jimmy Boy, ich schätze, da musst du noch eine Menge lernen.“

„Halt dein dummes Maul, Steve“, bellte Jimmy Ralston. „Für dich reicht’s noch allemal.“

„Schnauze jetzt!“, zischte Frank giftig. „Noch ein Wort und ihr könnt alle eure Sachen packen und verschwinden. Das gilt besonders für dich, Jimmy!“

Ralston stieg das Blut in die Wangen. Er setzte zu einer Erwiderung an, fand aber offenbar keine Worte und schwieg deshalb.

„Wenn ihr euch ständig wegen jeder Kleinigkeit in den Haaren liegt, brauchen wir erst gar nicht weiterzumachen. Dann hat sich die Sache für euch erledigt und damit auch das viele Geld, das ihr dabei verdienen könntet. Verdammt noch mal, kapiert ihr es denn nicht? Wir dürfen uns nicht den geringsten Fehler erlauben, sonst stehen wir am Ende alle mit leeren Händen da. Wir müssen die Armee dazu bringen, auf die Indianer loszugehen, sonst kommen wir nie an das Silber. Geht das endlich in eure Spatzenhirne rein?“

Ralston schluckte und starrte betreten zu Boden, indes Baylor und auch Tucker zustimmend nickten. Bevor Sanford seine Standpauke jedoch fortsetzen konnte, wurde im Handelsposten die Eingangstür geöffnet. Ein Mann trat heraus und ging mit kurzen, trippelnden Schritten auf den Fluss zu. Er war barfuß, nur mit Unterhemd und Hose bekleidet und hielt einen verbeulten Blecheimer in der Rechten. Am Fluss angekommen, tauchte er den

Eimer kurz in die Fluten und eilte danach wieder genauso schnell ins Haus zurück, wie er herausgekommen war.

„So wie der Kerl aussieht, ist er wohl gerade erst aus dem Bett gefallen“, mutmaßte Steve. „Also entweder braucht er das Wasser, um sich zu waschen, oder er will Kaffee aufsetzen. Auf jeden Fall aber ist er alleine, darauf verwette ich meinen Sattel.“

„Ich schätze, du hast recht, also los, Jungs!“, sagte Sanford und gab seinem Pferd die Sporen. Seine Begleiter folgten ihm einen Moment später.

Als die vier Reiter mit dem Indianerpony im Schlepptau den Hof vor der Hütte erreichten, öffnete sich dort die Eingangstür wieder und der Mann von vorhin trat erneut über die Schwelle. Er war kaum mehr als mittelgroß, hager und sehnig und schien seinen Haaren nach, die in alle Richtungen abstanden, tatsächlich gerade eben erst aufgestanden zu sein. Abwartend blickte er den Männern entgegen, während diese im Hof ihre Pferde zügelten.

„Hallo, Cooper“, sagte Frank Sanford mit einem falschen Grinsen im Gesicht. „Lange nicht mehr gesehen. Aber das ist ja auch kein Wunder, so zurückgezogen, wie du hier draußen lebst. Wie geht’s dir?“

Die Augen des Traders wurden schmal. Schweigend musterte er den Mann im Cordanzug und dessen Begleiter. Seine Blicke blieben dabei auf den Kolben ihrer tiefgeschnallten Revolver hängen.

„Was wollt ihr hier?“, knurrte Jack Cooper heiser, indes er seine Hände in die Hüften stemmte.

Sanford warf einen raschen Blick auf seine Sattelpartner und fragte sie mit gespielter Empörung: „Er ist ziemlich unhöflich, findet ihr nicht?“

Die Männer nickten zustimmend.

„Du hast recht, Frank“, sagte Steve Baylor. „Für jemanden, dem man einfach nur einen guten Tag wünschen will, ist er in der Tat ziemlich unfreundlich.“

„Was soll das? Ihr wollt doch nicht etwa behaupten, dass ihr extra zu mir herausgeritten seid, nur um mir einen guten Tag zu wünschen? Das könnt ihr vielleicht jemandem erzählen, der sich die Hose mit der Kneifzange anzieht, aber nicht mir. Also, was wollt ihr wirklich?“

Coopers Blicke glitten nervös über die Gesichter der Reiter und blieben schließlich an dem Indianerpferd hängen, das sie bei sich hatten. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Irgendetwas ging hier vor sich und es war nichts Gutes, er konnte es deutlich spüren. Trotzdem ließ sich der Händler nichts anmerken, auch nicht, als Sanford aus dem Sattel glitt und die Hand auf seinen Colt legte.

„Also gut, wenn du es genau wissen willst, wir planen gerade ein ziemlich großes Geschäft und dazu brauchen wir dich.“

„Soso, und was soll ich eurer Meinung nach dafür tun?“

„Sterben!“, sagte Sanford kalt. „Deshalb sind wir ja hier.“

Coopers Augen wurden so groß wie Spiegeleier, während er unwillkürlich einen Schritt nach hinten machte.

„Das … das ist jetzt ein Spaß, oder?“

Der Trader versuchte ein Lachen, aber es klang irgendwie gekünstelt.

„Nein, das ist kein Spaß“, erwiderte Frank Sanford eisig. „Das ist mein voller Ernst.“

Dann drehte er sich um und nickte Baylor aufmunternd zu.

„Los, Steve, jetzt zeig mal, was du kannst!“

Cooper wurde blass, als er sah, wie Baylor plötzlich einen Indianerbogen in den Händen hielt und mit einem Pfeil auf ihn zielte. Er wollte sich umdrehen, zurück ins Haus laufen, doch der Schreck lähmte ihn, und als er endlich reagierte, hatte Baylor bereits die Sehne gespannt und den gefiederten Todesboten losgelassen.

Die stählerne Spitze traf Cooper aus unmittelbarer Nähe in die Brust. Der Trader wurde von der Wucht des Aufpralls gegen den Türrahmen geschleudert. Fassungslosigkeit spiegelte sich in seinen Augen wider, als er langsam daran hinunterrutschte. Mit geradezu entsetzlicher Genauigkeit sah er noch, wie Baylor einen zweiten Pfeil anlegte und ihm ebenfalls in die Brust jagte. Dann kippte er zur Seite. Den dritten Pfeil, der seinen Hals durchbohrte, spürte er schon nicht mehr, denn zu diesem Zeitpunkt war er bereits nicht mehr am Leben.

„Gute Arbeit“, sagte Sanford. „Aber ich fürchte, das alleine wird nicht ausreichen, um die Armee in Marsch zu setzen.“

„Was hast du vor?“

Sanford ging neben dem Toten in die Hocke und zog sein Messer aus dem Gürtel.

„Das wirst du gleich sehen“, sagte er zu Baylor, danach ging alles blitzschnell.